

Von der Respektsperson zur Spottfigur

Blättert man in der Musikgeschichte gut hundert Jahre zurück, so erscheint ein ganz anderes Bild der städtischen Obrigkeit. In den Ratskantaten von Johann Sebastian Bach – gewiss, es sind Auftragsarbeiten – sind Respekt und Achtung vor den Verantwortlichen nicht zu überhören, so in der Kantate „Preise, Jerusalem, den Herrn (BWV 119), komponiert zum Ratswechsel in Leipzig 1723:

So herrlich stehst du, liebe Stadt!
Du Volk, das Gott zum Erbteil sich erwählet hat!
Doch wohl! Und aber wohl! wo man`s zu Herzen fassen
Und recht erkennen will,
Durch wen der Herr den Segen wachsen lassen.
Ja!
Was bedarf es viel?
Das Zeugnis ist schon da,
Herz und Gewissen wird uns überzeugen,
Dass, was wir Gutes bei uns sehn,
Nächst Gott durch kluge Obrigkeit
Und durch ihr weises Regiment geschehn.
Drum sei, geliebtes Volk, zu treuem Dank bereit,
Sonst würden auch davon nicht deine Mauern schweigen!

...
Die Obrigkeit ist Gottes Gabe,
Ja selber Gottes Ebenbild.
Wer ihre Macht nicht will ermessen,
Der muss auch Gottes gar vergessen:
Wie würde sonst sein Wort erfüllt.

Einige Jahre später (1728/29) formuliert Bach in der Kantate „Gott man lobet Dich in der Stille“ (BWV 120):

Heil und Segen
Soll und muss zu aller Zeit
Sich auf unsre Obrigkeit
In erwünschter Fülle legen,
Dass sich Recht und Treue müssen
Miteinander freundlich küssen.

Auch wenn nicht jeder in der Stadt die hymnischen Elogen geteilt haben mag, Spott über die Obrigkeit wird kaum einem in den Sinn gekommen sein.

Doch hundert Jahre später hat sich die Einstellung gewandelt. Die französische Revolution hat alte Strukturen und Denkweisen hinweggefegt. Doch die Reaktion des Vormärz versucht, diese neuen Kräfte einzudämmen. Viele Bürger resignieren in der Behaglichkeit des Biedermeier. Wer Kritik üben will, kann sich – will er nicht Kopf und Kragen riskieren – nicht an die Könige, Fürsten oder

Grafen heranwagen. Aber das lethargische Bürgertum eignet sich recht gut für subtile Spitzen.

Das hat August von Kotzebue in seinem Stück „Die deutschen Kleinstädter“ von 1802 nachhaltig dargestellt. Die Bewohner von „Krähwinkel“, einer fiktiven Kleinstadt, sind verliebt in ihre Titelsucht, die groteske Ausmaße annimmt („Frau Stadtakzisekassaschreiberin Morgenrot“). Dass ein Herr aus der Residenzstadt um die Hand der Bürgermeisterstochter anhält, die bereits einem Bau-, Berg- und Weginspektorssubstitut versprochen ist, bringt das Städtchen in Aufruhr. Denn der Herr bringt auch ungewohnte Manieren aus der großen Stadt mit. Als er jedoch mit einem Titel („Geheimer Kommissionsrat“) aufwarten kann, wird die Tochter ihm eifertig zur Braut gegeben. Was auch immer ein Kommissionsrat macht – dass er geheim ist, stellt ihn plötzlich weit über die Titelhierarchie in Krähwinkel.

Nicht ohne Bedacht sind die Figuren in Krähwinkel ebenso wie in den beschriebenen Opern eben nicht nur lächerlich – sie versuchen auch in ihren Familien mit harter Hand zu „regieren“. Doch das gelingt ihnen weder im Amt noch daheim. Maries Schlussworte bei Donizetti machen klar, dass sich das Alte überlebt hat. Weit gewagter ist der Schluss bei Genée. Das Zopfabschneiden ist keineswegs nur eine kriminelle Methode, um Perückenmachern „Rohstoff“ zu liefern – wie dies vermutlich in Tarrenz der Fall gewesen ist. Es ist ein symbolträchtiger Akt, um Konventionen abzuwerfen. Bereits auf dem Wartburgfest 1817 wird ein Zopf symbolisch verbrannt – kein Wunder, dass Bürgermeister Bremser die Studenten der Tat verdächtigt. 100 Jahre später wären ganz andere verdächtig gewesen:



Bundestagswahl 1969

Dass sich das Dienstmädchen selbst ihres Zopfes entledigt, zeigt, dass die Zeiten des Vormärz vorbei sind und ein neues Denken am Horizont zu erkennen ist. Sehr direkt klingt das im Schlusschor an. Nur drei Jahre vor der Aufführung war der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet worden. Auch der „vierte Stand“ begann seine Stimme zu erheben. Noch bemerkenswerter ist im Übrigen Riekes Begründung: Sie habe sich den Zopf abgeschnitten, „... um einmal zu sehen wie mich die Herrenfrisur unter dem Netze kleidet.“ Zu behaupten, Genée habe damit auch die Emanzipation der Frau im Blick gehabt (der Pagenkopf als Kennzeichen der 20er Jahre), wäre allerdings etwas verwegen.

Der Bürgermeister und die Liebe

Der versiegelte Schrank

Oft steht ein Vater der Liebe seiner Tochter entgegen (die Mutter ist noch nicht „stimmfähig“). Eine doppelte Verwicklung aber gibt es in dem Stück „Der versiegelte Bürgermeister“, das auf eine Posse von Ernst von Raupach aus dem Jahr 1828 zurückgeht. Die Handlung spielt in einer schwäbischen Kleinstadt und ist relativ einfach. Sie beginnt noch sehr würdig. Die Ratsherren huldigen ihrem Stadtoberhaupt, den Bürgermeister Braun*, wiederum eine Basspartie, mit einem Pokal, den sie ihm für seinen Einsatz bei der Restaurierung des Stadtwappens überreichen:

Ja heil dem Bürgermeister.
Mit Malerei und Kleister
Schuf er sich seinen Ruhm
Im Raths-Collegium

Alle Namen beruhen auf der gleichnamigen Oper von Robert Bürkner und Heinrich Maria Schmidt aus dem Jahr 1847

Doch so ehrfurchtsvoll die Würdigung durch den Rat ist, so gespannt sind die häuslichen Verhältnisse. Denn die Tochter Else hat sich in Willmar, den Stadtschreiber, verliebt. Der Bürgermeister versagt den beiden aber seinen Segen; denn Willmar ist nicht von Stand und nicht vermögend. Hartherzig weist er jedes Bitten seiner Tochter zurück.



Gleichzeitig allerdings stellt der Bürgermeister selbst Gertraud, der Frau des Bürstenbinders Wetzels, nach. Als dieser außer Haus ist, eilt Braun zu Frau Gertraud, die sein Werben jedoch zurückweist. Wetzels kommt früher zurück als erwartet, so dass Gertraud den Galan im Schrank versteckt und das Möbelstück abschließt. Wetzels ist misstrauisch, kann aber der Sache nicht weiter nachgehen. Denn eine Abordnung des Rates erscheint, die den Schrank requiriert (warum bleibt reichlich unklar, denn der Ratsdiener Lampe, ähnlich aufgeblasen wie sein Chef, wirft mit lateinischen Worten um sich – und beeindruckt damit alle Umstehenden). Das Möbelstück wird versiegelt und samt Inhalt ins Rathaus geschleppt.

Die Szenerie erinnert sehr an Shakespeares lustige Weiber von Windsor. Dort wird der liebestolle Falstaff, der sich in einem Wäschekorb versteckt hat, mitsamt der Wäsche in die Themse gekippt. Auch dieser Stoff hat viele Opernkomponisten angezogen.

Die Frauen überlisten den eingesperrten Bürgermeister. Frau Gertraud gibt Else den Schlüssel zum Schrank. Nun hat Else den Vater im wahrsten Sinne in der Hand. Die Machtverhältnisse haben sich umgekehrt:

Triumph, Triumph, so muß es mir gelingen!
Wie klopft mein Herz so froh und leicht;
Jetzt hab` ich Macht um ihn zu zwingen,
Daß meinem Willen er sich beugt.
Herr Vater, sag` ich – und tret` zum Schrank,
Und zeig den Schlüssel – Euch ist wohl bang,
Euch ist wohl heiß, Ihr schwitzt wohl gar,
Vor Angst sträubt sich das Haar,
Gewiß, Ihr möchtet gern heraus?
- Mach` auf, mach auf! Um Gottes willen“ –
Ich aber sag`: ‚S wird nichts draus,
wenn Sie nicht meinen Wunsch erfüllen. -

Wegen der verdächtigen Geräusche in seinem Innern halten die Ratsherren den Schrank für verhext. Daher soll er nun verbrannt werden. Der Bürgermeister leidet jene Höllenqualen, von denen Else gesungen hat. In seiner Not unterzeichnet er den Ehekontrakt und kann endlich – zum Glück ohne großes Aufsehen – aus seinem Gefängnis steigen. Sogleich fällt er in die Bürgermeisterpose gegenüber den herbeieilenden Ratsherren zurück. Vor seinen Kindern aber ist Braun bis auf die Knochen blamiert:

Der Teufel hole das Verlieben,
Wenn`s uns so theuer wird vertrieben.
Wo andre finden Seligkeit,
Da war für mich der Spott bereit

Die Vorlage hat neben dem Librettisten Bürkner und dem Komponisten Schmidt noch andere Künstler inspiriert. So findet sich ein Werk aus dem Jahr 1888 von Wilhelm Sturm, aus dem Jahr 1908 von Leo Blech (der dem Bürgermeister den Bariton gönnt) sowie aus dem Jahr 1950 von Hans Brehme.

Doch im Vormärz war das Stück offenbar zu frivol, so dass die örtliche Zensur bisweilen den Titel des Stücks abwandelte. So hieß 1833 in Prag nur „Der versiegelte Schrank“, in Frankfurt „Der versiegelte Oberschultheiß.“ Das veranlasste den Rezensenten in der Zeitschrift „Der Eremit“ von 1829 zu folgendem Satz: „Es scheint demnach, daß die Theaterzensur der freien Stadt Frankfurt eine etwas sehr gepreßte ist.“ In Nürnberg meldete sich ein Leserbriefschreiber aus Krähwinkel (sic!) im Juli 1833 zu Wort:

Seit Anfang d.M. habe ich keinen Anlaß gefunden, Ihnen, Herr Redakteur, zu schreiben. In letzter Zeit wurde jedoch bei uns ein Stück auf die Bühne gebracht, welches (horribile dictu) von Autors wegen und meines Wissens nach den Titel „Der versiegelte Bürgermeister“ führt. Nun hat sich unsere pfiffige Theaterdirektion verpflichtet geglaubt, um diesem Bürgermeister nicht zu nahe zu treten, die Benennung dieses Stücks umändern zu müssen, und verwandelte dieselbe in den Titel: „Der versiegelte Stadtschultheiß“. Kann der eigentliche Titel „Bürgermeister an anderen größeren und kleineren Bühnen bleiben, so sehe ich nicht ein, warum bei uns diese Abänderung getroffen worden; es ist dies offenbar ein abderitischer Streich, der vielleicht auch bei Ihnen vorkommen wird.-

Wir sind bei uns weit vorgerückt in der Bildung und lassen diese Posse, trotz mehrmaligen Verlangens, gar nicht mehr in's Leben treten."

Aus: Nürnberger Estaffette: Ein Tagsblatt 1833

Ein Räuberhauptmann als Retter

In der Operette „Banditenstreiche“ von Franz von Suppé ist es der Bürgermeister Babbeo, ein Bassbariton, der sich dem Glück seiner Tochter Lidia in den Weg stellt. Er zögert die Hochzeit mit ihrem Bräutigam Gaetano immer weiter hinaus, da er auf eine bessere Partie für sie hofft. Die Gelegenheit ergibt sich, als der reiche Teodosio um Lidias Hand anhält. Babbeo will nun von Gaetano nichts mehr wissen. Er schickt den Schulmeister los, um den künftigen Schwiegersohn abzuholen.



In seiner Verzweiflung wendet sich das Brautpaar an einen Räuberhauptmann, der dem Vernehmen nach ein weiches Herz für junge Liebende hat. Dieser fängt Teodosio zusammen mit dem Schulmeister ab und raubt ihn völlig aus. Zugleich muss der junge Mann mit dem Räuberhauptmann die Kleidung tauschen. So kann der Räuberhauptmann, der sich als Teodosio ausgibt, den richtigen Teodosio als den gesuchten Schurken präsentieren und die Belohnung für dessen Ergreifung kassieren. Schließlich soll es zur Hochzeit des falschen Teodosio mit Lidia kommen, die ebenso wie Gaetano in das Spiel eingeweiht ist.

Der ganze Schwindel kommt heraus, als der Gerichtsdienner Spaccamonti (eine Anspielung auf Donizetti?) in die Gesellschaft hereinplatzt und erklärt, dass der einsitzende Teodosio gar nicht der gesuchte Räuberhauptmann sei. Der tatsächliche Räuberhauptmann zückt jetzt seine Pistole und klärt alles auf. Er zwingt Babbeo den Ehekontrakt des jungen Paares zu unterschreiben. Dem glücklichen Bräutigam überreicht der Räuberhauptmann die Belohnung – und verschwindet mit seiner Bande.

Hilfe aus dem Jenseits

Eine Geisterhand führt in der Oper „Die Mainacht“ von Nikolai Rimsky-Korsakow aus dem Jahr 1880, eine Adaption von Gogols gleichnamiger Novelle, die Liebenden zusammen. Levko liebt Hanna – aber auch sein Vater, der Dorfbürgermeister, stellt dem Mädchen nach. Hanna möchte von Levko die Geschichte des gespenstischen Hauses am See hören. Dort wohnte einst ein Kosakenhauptmann mit seiner zweiten Frau, die eine – ohne dass er es weiß – Zauberin ist. Sie quält die Stieftochter, bis diese in ihrer Verzweiflung in den See geht. Dort verwandelt sie sich in eine Nixe, eine Rusalka. Im See sind schon viele andere Rusalkas; gemeinsam planen sie, die böse Stiefmutter ins Wasser zu ziehen.

Das gelingt zwar, doch die Stiefmutter verwandelt sich ebenfalls in eine Rusalka. Niemand weiß, welche der Rusalkas die Stiefmutter ist, die die Stieftochter auch unter Wasser quält. Levko gelingt es, die Stiefmutter zu erkennen. Damit ist die Stieftochter erlöst. Zum Lohn erhält Levko einen Brief vom kaiserlichen Kommissar, dem höchsten Vorgesetzten seines Vaters. Darin wird der Dorfbürgermeister aufgefordert, die jungen Leute umgehend zu verheiraten.